

Rezension

Autor(en): **Rageth, Jürg / Collenberg, Adolf / Gredig-Steinmann, Hansjürg**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): - **(1997)**

Heft 2

PDF erstellt am: **20.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

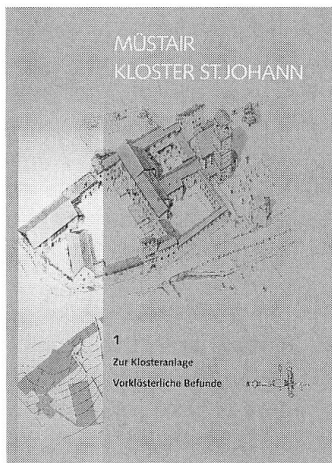
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rezension



H. R. Sennhauser, H. R. Courvoisier,
P. Gleirscher u. a. m. . . ,

Müstair, Kloster St. Johann, Bd. 1

Zur Klosteranlage. Vorklösterliche Baubefunde. Veröffentlichungen des Institutes für Denkmalpflege an der ETH Zürich, Band 16,1, Zürich 1996.

ISBN 3-7281-2272-6. 258 Seiten, zahlreiche Plan- und Photoabbildungen, Fundtafeln und Tabellen, Fr. 92.–

Im ersten Teil der Arbeit geben H. R. Sennhauser und H. R. Courvoisier eine knappe Übersicht zu den bisherigen archäologischen und bauanalytischen Forschungsarbeiten innerhalb der Klostermauern von Müstair. Anhand von zahlreichen anschaulichen, meist farbigen Planabbildungen wird die Bauentwicklung der karolingischen, romanischen, spätmittelalterlichen und barocken Klosteranlage klar aufgezeigt. Auch wenn die archäologischen und bauanalytischen Untersuchungen im Kloster Müstair zur Zeit noch nicht vollumfänglich abgeschlossen sind und die Resultate noch nicht als definitiv gesichert gelten dürfen, ist es mehr als nur erfreulich, dass mit diesem «Vorbericht» nach rund 25 Jahren Forschungstätigkeit eine Arbeit vorliegt, die erste Resultate und Arbeitshypothesen präsentiert, an denen man sich einigermaßen orientieren kann.

Im zweiten Teil der Arbeit legen H. R. Sennhauser und H. R. Courvoisier zunächst den prähistorischen Bodenbefund vor, d. h. insbesondere das prähistorische Pfostengebäude, das Ende der 1970er-Jahre im Bereiche des Nordstalles entdeckt wurde. Unter einer mittelalterlichen Schicht des 10./11. Jahrhunderts nach Christus und einer frühmittelalterlichen Siedlungsschicht des 8. bis 10. Jahrhunderts und unter mehreren lehmigen und auch kohligen Straten stiess man auf eine dünne prähistorische Kulturschicht mit Baubefunden, d. h. vor allem mit Wandgräben, die teilweise mit Steinen verkeilt waren (wohl eine Art Balkenlager), mit zahlreichen Pfostenlöchern und Unterlagsplatten, mit Grubenbefunden und langen Steinzügen oder «Steinwällen», wie man sie beispielsweise auch von Chur-Karlihof und auch von anderen Siedlungsplätzen kennt. Aufgrund der prähistorischen Bodenbefunde, die durch den späteren Stallbau zum Teil stark gestört waren,

wurden insgesamt mehr als vier Bauphasen ausgearbeitet: Eine erste Phase (Phase I und Ia) mit einem Gebäude von 5,5 m x 11 m und einem südlich angrenzenden kleinen, quadratischen Bau. Eine zweite Phase (Phase II) mit einem zweischiffigen Gebäude von 7 x 11 m Ausmass. Eine dritte Phase (Phase IIIa und IIIb) mit einem grossen, sechs-jochigen Gebäude von 7 x 15,4 m. Und eine vierte Phase (Phase IV) mit einem fünf-jochigen Gebäude. Allerdings möchten wir zu dieser Befundinterpretation festhalten, dass es uns trotz der anschaulichen, farbigen Planbeilagen kaum gelungen ist, diese vier Phasen vollumfänglich nachzuvollziehen. Und wir möchten auch die Frage aufwerfen, wieweit es sinnvoll ist, für diesen höchst bescheidenen baulichen Befund, zu dem übriges auch ein äusserst kärgliches Fundmaterial vorliegt, vier Bauphasen zu konstruieren. Uns scheint dies doch recht hypothetisch zu sein, insbesondere wenn wir uns in Erinnerung rufen, dass bei früheren Diskussionen, die zwischen den beiden Autoren und uns stattfanden, bezüglich dieses Baubefundes eigentlich immer nur von zwei Bauphasen die Rede war, die wir sicher gerne zur Kenntnis nehmen.

Aufgrund von C-14-Proben, die aus den Pfostenloch-, Gruben- und Wandgrabenfüllungen stammen, wird dieser Hausbefund in die Zeit zwischen 1600 vor Christus und 800 vor Christus datiert, wobei das Gebäude als kontinuierlich besiedelt angesehen wird.

In einem weiteren Beitrag über Anlage, Funktion und typologische Datierung der Bauten weist P. Gleirscher darauf hin, dass das Gebäude am ehesten in einer entwickelten Mittelbronzezeit entstanden sein könnte und seine Blütezeit aber in der Spätbronzezeit (Laugen A–B) erfuhr; Gleirscher verweist dabei auf die spätbronzezeitlichen Langbauten von Savognin-Padnal und Chur-Karlihof. Gleirscher nennt in diesem Zusammenhang auch eine Anzahl früh- und mittelbronzezeitlicher Scherben und vereinzelte spätbronzezeitliche Keramikfragmente, die im Bereiche des Nordstalles im Zusammenhang mit dem prähistorischen Pfostenbau gefunden wurden. Wenn man allerdings die wenigen Keramikfragmente aus dem Nordstallbereich auf den Abbildungstafeln zu überprüfen versucht, stellt man fest, wie schwierig es ist, aus diesen wenigen kärglichen Keramikfragmenten eindeutige chronologische Schlussfolgerungen zu ziehen.

Im nächsten grossen Kapitel geht P. Gleirscher auf die vorklosterzeitlichen Kleinfunde ein, die aus verschiedenen Zonen des Klosterareales stammen, von denen aber nur jene aus dem Nordstallbereich in originalem Schichtbefund geborgen werden konnten, da ein Grossteil der prähistorischen Schichten durch die späteren Klosterbauten gestört war; d. h. dass der weitaus grösste Teil des Fundmaterials aus unbeobachteten Schichten stammt und aufgrund der typologischen Methode vorgelegt werden muss. In jungsteinzeitliche Zeit oder bestenfalls noch die Bronzezeit datieren eine Silexpeilspitze mit Schaft und eine blattförmige Spitze.

Unter den Metallfunden gibt es zwei bronzene Rollennadeln, von denen eine höchstwahrscheinlich in die Mittelbronzezeit datiert, zwei bronzene Armreife, die urnenfelderzeitlich, wenn nicht schon gar hallstattisch sind, und ein Bronzeblech mit Kreisaugen, das zweifellos schon eisenzeitlich ist. Von ganz besonderem Interesse ist eine Bogenfibel mit Armbrustkonstruktion, die chronologische Anklänge zur späten Hallstattzeit aufweist, aber höchstwahrscheinlich in die Frühlatènezeit datiert und gute Parallelen im ost- und südalpinen, aber auch slowenischen Raum kennt. An weiteren Metallfunden gibt es aus Müstair einen schon latènezeitlichen Korbchenanhänger, der mit Sicherheit aus dem Golasecca-Kreis stammt, sowie einen möglicherweise bronzezeitlichen Bronzefriem. Eine durchbohrte Knochennadel dürfte hingegen in die frühe Bronzezeit datieren.

Unter den Keramikfunden gibt es einige wenige früh- bis mittelbronzezeitliche Fragmente, die aus dem Bereich Nordstall oder Südhof stammen, deren nähere chronologische Zuweisung allerdings schwerfällt.

Eine weitere Keramikgruppe, in der sich Henkel-, Boden- und verzierte Wandfragmente befinden, datiert in die Spätbronzezeit, d. h. in die Stufe Laugen-Melaun A–B, wobei diese Keramik zu einem schönen Teil lokal gefertigt ist.

Auch aus der Hallstattzeit liegen Keramikfunde vor, darunter Scherben vom Typ Laugen-Melaun C und Krugfragmente vom Typ Stenico.

In die Latènezeit datieren grösstenteils bereits Funde vom «Fritzens-Sanzeno-Typ», d. h. Fragmente von Sanzenoschalen, darunter kammstempelverzierte Fragmente, solche mit Metopenverzierung und auch Fragmente mit Rotbemalung. Auch Graphitkeramik kommt vereinzelt vor. Gleirscher ist davon überzeugt, dass ein wellenbandverziertes Keramikfragment von Müstair als phokäische oder pseudophokäische Ware anzusprechen ist, d. h. eine Ware, die ihren Ursprung im südfranzösischen Raum hat; wie weit diese Annahme Gleirschers zutrifft, ist nicht einfach zu beurteilen. Zwei weitere Keramikfragmente werden von Gleirscher mit etruskischer Buccherokeramik in Zusammenhang gebracht. Unter der eisenzeitlichen Keramik ist vor allem die früh- und mittellatènezeitliche Keramik besonders stark vertreten, aber auch späthallstattische Ware fehlt nicht.

In einem nächsten Kapitel werden die römischen und frühmittelalterlichen Funde behandelt. Von Müstair gibt es ein Fragment einer römischen Doppelknopffibel des 1. Jahrhunderts nach Christus und einen beinernen Stilus; eine bemalte Glasperle und ein Bronzeblechbeschlag dürften bereits ins 6./7. Jahrhundert nach Christus datieren.

Unter der Keramik datieren nur sehr wenige Funde in die frühe bis mittlere Kaiserzeit, darunter eventuell Fragmente von Dolien und

Amphoren usw. Weitaus häufiger sind Funde, die in spätrömische Zeit datieren, wie z. B. glasierte Ware des 4. Jahrhunderts nach Christus, oder häufiger auch kammstrichverzierte Ware, wie man sie vom Kloster Saeben aus dem 5. Jahrhundert nach Christus oder von Bozen-Waltherplatz noch aus dem 7./8. Jahrhundert nach Christus kennt. Auch unter den zahlreich vorhandenen Lavezfragmenten fehlen früh- und mittelkaiserzeitliche Formen und Verzierungen weitgehend; hingegen sind spätrömische und frühmittelalterliche Lavezgefässtypen gut vertreten, darunter Gefässdeckel, Töpfe und Becher, Töpfe mit getreppter Wandung u. a. m.

In seinem kulturgeschichtlichen Überblick stellt Gleirscher interessante Aspekte zur alpinen Bronze-, Eisen- und Römerzeit zur Diskussion, die allerdings weniger als Auswertung des bescheidenen Fundgutes von Müstair zu verstehen sind, als vielmehr ein Ausdruck der tiefen Kenntnis Gleirschers zur Ur- und Frühgeschichte des alpinen und vor allem auch südalpinen Raumes sind. Insbesondere weist Gleirscher auf starke Einflüsse beim eisenzeitlichen Fundmaterial von Müstair aus dem Bereiche der Golaseccakultur, aus dem etruskischen Raum und aus dem südfranzösischen Raum hin. Im Zusammenhang mit der Römerzeit zeigt Gleirscher auf, dass Müstair im 3. Jahrhundert nach Christus völlig im Schatten der Via Claudia Augusta und in spätrömisch-frühmittelalterlicher Zeit vermehrt im Windschatten der Verbindungsstrasse Augsburg–Engadin–Italien lag. Erst ab dem 6. Jahrhundert nach Christus dürfte Müstair an Bedeutung gewonnen haben, nachdem das Münstertal Verbindungsstrasse zwischen dem Bistum Chur und dem Vinschgau wurde.

Gleirscher weist auch darauf hin, dass die urgeschichtliche Siedlung von Müstair ursprünglich wohl weit grösser war und weit über das Klosterareal hinausgegangen sein dürfte, was zwischenzeitlich auch weitgehend belegt werden konnte. Gleirscher nimmt für die urgeschichtliche Siedlung von Müstair mehr oder weniger eine kontinuierliche Besiedlung von der Frühbronzezeit bis zur späteren Eisenzeit an, was einem allerdings aufgrund des doch eher mageren Fundmaterials vorläufig noch zu glauben schwerfällt.

Insgesamt hat Gleirscher einen interessanten Fundkatalog von Müstair erarbeitet, der die Fundmaterie im einzelnen sicher eher überfordert, denn unterfordert. Aber auch wenn später die eine oder andere Interpretation korrigiert werden müsste, ist doch die saubere Methodik und wissenschaftliche Interpretation des Fundgutes in keiner Art und Weise zu aberkennen. In einem Anhang legt M. Joos die wichtigsten Resultate der 220 in Müstair genommenen Sedimentproben mit zahlreichen Tabellen und Diagrammen vor.

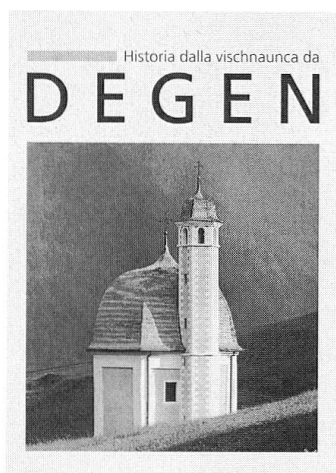
In einem zweiten Anhang werden von A. Benghezal die mineralogischen und petrographischen Resultate der Untersuchungen an der

Keramik von Müstair präsentiert. Er weist darauf hin, dass anhand von 26 Dünnschliffuntersuchungen insgesamt drei wesentliche Materialgruppen zur Kenntnis genommen werden konnten (I. vulkanische, II. granitische und III. metamorphe Assoziationen), die erkennen lassen, dass einerseits eine lokale Produktion von Keramik vorliegt, andererseits aber auch in starkem Masse Importkeramik aus dem Raume Bolzano und aus weiteren, nicht näher zu bezeichnenden Regionen vorhanden ist.

Im Grossen und Ganzen ist mit der Publikation über die vor-klosterlichen Befunde und Funde im Kloster St. Johann von Müstair eine interessante und höchst ansprechende wissenschaftliche Publikation entstanden, die über die Ur- und Frühgeschichte der Region Müstair wesentliche neue Aspekte und Aufschlüsse erbringt. Allerdings haben wir nicht ganz verstanden, wieso man in diesem Band nicht auch den spätrömischen Pfostenbau und die spätrömische Ofenanlage abhandelte, die in der Publikation mehrfach angesprochen werden; es bleibt zu hoffen, dass dieser doch recht interessante Befund in einer späteren Müstair-Publikation Eingang finden wird.

Jürg Rageth

Rezension



D. Blumenthal, G. Caduff, M. Capaul

Historia dalla vischnaunca da Degen

Cuera 1996, 348 S., ca. 150 Abb.,
zahlreiche Karten und Graphiken, Fr. 42.–

Wer der allgemein verbreiteten Meinung ist, ein Provinzkaff in einem abgelegenen Seitental habe keine «Geschichte», sondern stottere gesichtslos und langweilig die Jahrhunderte und Jahrtausende ab, soll dieses Buch lesen. Zugegeben: es gibt interessantere Orte, sein Leben zu verbringen als Degen mit seinen Fraktionen Vitg, Rumein und Vattiz, aber mir ist noch keine Monographie in die Hände geraten, welche die relative Ereignislosigkeit solcher Aussenstationen der Geschichte so instruktiv und intressant darstellt. Die drei Autoren haben es verstanden, die Geschichte Degens zeitlich, räumlich und inhaltlich in die Region einzubetten, ohne aus den minuziös ausgewerteten Dokumenten für Degen selbst mehr herauszupressen, als diese hergeben können. Auch sind sie nicht der (abwegigen) Versuchung erlegen, Zelebritäten feilzubieten anstatt Dorfgeschichte zu schreiben. Keine Geschichte ad majorem gloriam also, sondern histoire totale, die das Banale als das Wesentliche des Dorfall- und -jahrhunderttags erkennt, akzeptiert und ernst nimmt. Das hat den Blick der Verfasser frei gemacht für die qualitativen Details, das Anekdotische, für die einfühlsame Darstellung von Beständigkeit und Neuerung entlang der historischen Dorfzeit, die eine andere war und ist als die Stadt- oder gar Weltzeit. Es hat sie sensibilisiert für das Wesen des Dorfes, das mit seinem bis in die jüngste Gegenwart eingezäunten Horizont eine Welt sui generis darstellte. Eine Welt, die den meisten Bewohnern ein Schicksal bescherte, das von Härte gegen Mensch und Tier mehr geprägt war als den Sozial- und Moralromantikern (und gegenwärtig der Tourismuswerbung) lieb sein kann. Kollektive und individuelle Grösse und Beschränktheit finden in diesem Buch ihren Platz, u. a. im Abschnitt über die Einführung der Viehversicherung S. 49/50. Man liest mit Genuss die

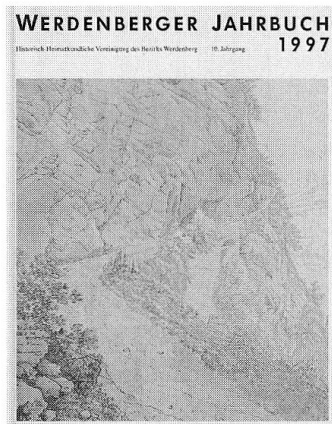
schönen Passagen, in denen ein eingestreutes «on dit» eine Gruppe oder einen Typus treffend charakterisiert und situiert: «Ins resda da cavals che sefermavien da sez avon las ustrias sin quella ruta» [sc. beim Holztransport Peiden-Cumbel-Degen] (75) oder: «In vischin da [Vattiz] ... ei sevilentaus talmein da stuer ceder alla pluralitad democratica ch' el ei mai vegnius plu giu Degen en baselgia» (82). Kirchengeschichtlich hat Degen mit der karolingischen Eigenkirche und nachmaliger (sehr exklusiver!) Pfarrei Fraissen einen interessanten Fall vorzuweisen, und das Dorf kann sogar mit einer Schlacht aufwarten, die Battaglia da Carnè, die ihnen niemand rauben will, selbst wenn «la detga» nicht mit Dokumenten untermauert werden kann (22). Der Auskauf Degens von der bischöflichen Hoheit und seine schnelle Integration in die Ligia Sura 1538 kontrastiert scharf mit der grossen Mühe, die Degen – wie die meisten Gemeinden Bündens – mit der Anpassung an die moderne Kantonsverfassung von 1854 bekundete. Bei der Darstellung des Wandels und Modernisierungsprozesses zeigt sich die intime Vertrautheit der Autoren mit ihrem Dorf. Zu den schönsten Seiten gehören ihre Causerien über bauliche Veränderungen: oral history par excellence, die auch im Stil ihren adäquaten Ausdruck findet. Z. B. «...seregordan aunc da quella casa pintga ch'era baghegiada encunter quella ch'auda oz als artavels da Giusep Blumenthal...»; «...el scarpava semplamein giu ella in tec alla gada e fageva si in toc niev...»; «...ch'ìls vegls da nus han aunc enconuschiu...». Solche Intimität ist durch keine Dokumente herzustellen und macht die Lektüre zu einem (Nach-)Erlebnis.

Die drei Verfasser verraten sich als geübte «Textmenschen» mit feinem Stilgefühl und mit grossem Wortschatz ausgestattet. Diese auffällige Stärke lässt die Schwäche im Umgang mit dem Bild- und Statistikmaterial hervortreten. Diese erwecken den unangenehmen Eindruck, «Zugemüse» zur Auflockerung der Texte zu sein, ohne Eigenwert und -leben. Die Legenden holen aus vielen Bildern zu wenig oder Unpassendes heraus (u. a. S. 221: auf diesem Bild varraten die Kleider und Schuhe, nicht die (noch?) wohlgenährten Gesichter die Armut!; 327: Mumma e feglia? Die Töchter damals mit Hosen/«Knickerbocker»?; die sehr bleiche Sigfried-Karte auf S. 329 ist unbearbeitet wertlos; die Flurnamenkarte S. 339 ist leider unlesbar; der Brief von Cabalzar S. 198 trägt nicht das Datum vom 10. April, sondern vom «10. marzio 1548». Insgesamt vermag ich hinter der Analyse und Darstellung des Bild- und Kartenmaterials als metasprachliche Vermittlungsform kein Konzept zu erkennen.

Unglaublich erscheint mir die Feststellung auf S. 88: «...ei era il vischinadi da Degen semidaus els davos decennis *bunamein senza ch'enzatgi hagi fatg persenn* d' in vischinadi spirontamein puril ad in vischinadi da bunamein tut nova structura». Das war zu augenfällig, um nicht wahrgenommen zu werden. Eine andere Sache ist, es wahrhaben

zu wollen! Diesbezüglich hätte sich der Rezensent als unerwünscht Beteiligter von den Autoren bei der Behandlung der Vallada-Nova-Affäre etwas mehr nachträglichen Realitätssinn gewünscht. Aber unter dem Strich bleibt festzuhalten: wenn die leicht zu beseitigenden Schwächen dieses Buches korrigiert werden, ist es der Massstab, an dem interessante und instruktive Dorfmonographien ohne Blendwerk sich messen lassen müssen. Der Textteil gibt diesen bereits vor!

Adolf Collenberg

Rezension

Werdenberger Jahrbuch 1997

Strassen und Wege

hg. v. der Historisch-Heimatkundlichen
Vereinigung des Bezirks Werdenberg 1996.
334 Seiten mit zahlreichen Abbildungen,
Buchs, BuchsDruck, Fr. 48.–

Beeindruckend schon das Äussere: 21 x 27,5 x 2,5 cm, 334 Seiten und 1600 g schwer. Dazu wie gewohnt eine vorbildliche Druckqualität sowie viele aussagekräftige Fotos, Pläne und Karten. Erstaunlich, dass in der gegenwärtig wenig spendierfreudigen Zeit ein derart professionelles Jahrbuch produziert werden kann. Ein Lob den Sponsoren und Inserenten.

Auch die Beiträge überzeugen. Hauptthema 1997 bilden die Verkehrswege und Verkehrsbeziehungen von der römischen Zeit bis in die Gegenwart. Wie die Redaktoren im Vorwort schreiben, «hat ein betagter Mensch am Ende dieses Jahrhunderts in seinen achtzig Lebensjahren nicht nur den unerhörten Ausbau aller Wege und Strassen mitverfolgen können, sondern wurde auch Zeuge neuer Verkehrssysteme wie der Autobahnen und des Flugverkehrs, die vor hundert Jahren nur die Phantasie von Utopisten beflügelten». Heute braucht es umgekehrt schon einige Phantasie, um sich die Älpler und Bauern am Grabser- oder Buchserberg vorstellen zu können, wie sie noch vor wenigen Jahrzehnten ihrer Arbeit nachgingen – von den römischen oder mittelalterlichen Händlern auf ihrem Weg von Deutschland durchs Rheintal und über die Bündner Pässe nach Italien ganz zu schweigen. Das Erstaunliche ist, dass Wege, Transportmittel und Arbeitsmethoden, die heute fast archaisch anmuten, bis in die jüngste Zeit vorherrschten. Den Autoren des Jahrbuchs 1997 gelingt es, diese stupende Entwicklung durch ihre sorgfältigen, ausführlichen und gut illustrierten Beiträge zu veranschaulichen.

Zu den einzelnen Beiträgen. Martin Peter Schindler schildert den Verkehr des Alpenrheintals zur Römerzeit als Teil des Nord-Süd-Transites über die Bündner Pässe. Seine gut geschriebene Einführung er-

laubt einen Überblick über die gegenwärtige Quellenlage. Zur heiklen Frage, was nun mit Sicherheit römisch sei oder nicht, äussert er sich mit Bedacht sehr zurückhaltend. In einem weiteren Beitrag stellt Hans Schüpbach das Inventar der historischen Verkehrswege der Schweiz (IVS) vor, welches landesweit die Wege von historischem Interesse kartiert und ihnen auf Grund ihrer Geschichte oder ihres Erscheinungsbildes nationale, regionale oder lokale Bedeutung beimisst. Als Bündner Mitarbeiter beim IVS möchte ich hervorheben, dass die Beiträge im vorliegenden Jahrbuch für unsere Arbeit ausserordentlich wertvoll sind. Derart präzise Angaben über alte Wegtrassees oder so viele wegspezifische Quellen, wie sie im einen oder andern Artikel aufgeführt werden, sind bei unserer täglichen Inventarisierungarbeit alles andere als selbstverständlich.

Fritz Rigendinger schreibt über Verkehrsorganisation und Verkehrssicherheit im Mittelalter. Unbeschadet von einem Ort zum andern zu gelangen, war offenbar nicht immer leicht: Wenn Casper Tschwan im April 1469 sicher von Feldkirch nach Lindau gelangen wollte, musste er sich einen teuren Geleitschutz nehmen. Aktenkundig wurde die Problematik bereits zweihundert Jahre früher, als 1226 ein Römer Kaufmann Schadenersatzklage einreichte, da er auf dem Weg durch das Bistum Chur überfallen und ausgeraubt worden war.

Eine vorbildliche Zusammenstellung zur Geschichte der Schollbergstrasse, einer Konkurrenzstrasse zur rechtsrheinischen Verbindung über Chur – Maienfeld – St. Luzisteig – Feldkirch und Fussach, liefert Otto Ackermann. Der Artikel enthält eine gelungene Gegenüberstellung von historischen Darstellungen (Karten, Zeichnungen) und aktuellen Fotos. Gute, aussagekräftige historische Pläne und Karten findet man auch im Beitrag von Hans Jakob Reich. Ausführlich schildert Noldi Kessler die Schwierigkeiten beim Bau der Rheintalstrasse und derjenigen ins Toggenburg: Heisse Köpfe gab es vor allem bei der Frage nach der Linienführung. Eine Lösung ergab sich erst, als Richard La Nicca mit der Arbeit beauftragt wurde. Der berühmte Bündner Ingenieur war vom Kanton St. Gallen bereits mit dem Bau der Schollbergstrasse und der Rheintalstrasse betraut worden. Nicht minder hitzig schien es beim Bau der Grabserbergstrasse zugegangen zu sein, wo Mathäus Lippuner bemerkt: «Dem Bau an der Grabserbergstrasse ging ein dreissig Jahre dauernder Streit zwischen Strassenbefürwortern und -gegnern voraus.» Erst ein Zwangsbeschluss der Regierung machte diesen Auseinandersetzungen ein Ende. Die Bevölkerung zweifelte stark am Sinn einer Strasse (bisher ging's ja auch) und fürchtete sich vor den Kosten. Ein eindrückliches Portrait des Grabserberges stammt von Andreas Sprecher. Seine Ausführungen beschränken sich nicht darauf, Relikte von Wegen und Gassen aufzuzählen; er versucht vielmehr, die Weggeschichte im Zusammenhang mit dem Kulturlandschaftswandel

begreiflich zu machen. Sein differenzierter Artikel verrät nicht nur gute Orts- und Quellenkenntnis, sondern auch eine grosse Liebe zum Forschungsgebiet. Ein vorbildlicher Beitrag ist auch derjenige über das Tragen und Führen am alten Grabserberg, also die Transporte und Transportmittel vor der Motorisierung: Wer mit Begriffen wie «Reff», «Chrääze», «Holztanse», «Träägüpütl», «Hööpüntl», «Miini», «Binne» oder «Bääre» nichts anzufangen weiss, nehme sich den Beitrag von Mathäus Lippuner vor: Was man heute fast nur noch aus Drittweltländern kennt, war bei uns noch vor wenigen Jahrzehnten gang und gäbe.

Die folgenden, oft kontroversen Artikel im Zusammenhang mit dem Bau der N13, über Kunstschaffende im Werdenberg, über eine Urkunde von 847, über Diasporakirchen oder über das Schicksal eines Kriegskindes vor 50 Jahren möchte ich nicht im einzelnen eingehen. Sie setzen aber ein farbiges Gegengewicht zum Hauptthema – ganz im Sinn eines Jahrbuches.

Das Werdenberger Jahrbuch 1997 geht gerade durch seine Bearbeitungstiefe in manchem über die Region hinaus. Der gut dokumentierte Alltag im Rheintal dürfte andernorts nicht viel anders ausgesehen haben. Auch ein Artikel wie derjenige über den Geschwindigkeitskult ist nicht ans Werdenbergische gebunden.

Abschliessend noch eine Anregung: Es wäre wohl empfehlenswert, die verschiedenen Beiträge mit einer Zusammenfassung abzuschliessen. Und bei einigen könnte man die Quellen für das Publikum eines Jahrbuchs etwas selektiver zitieren.

Hansjürg Gredig-Steinmann